**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte

**Band:** 14 (1938)

Heft: 37

**Artikel:** Johan August Sutter : der König von Neu-Helvetien [Fortsetzung]

Autor: Zollinger, James Peter

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-754256

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 29.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Fohann August Gutter

# DER KÖNIG VON NEU-HELVETIEN

#### VON JAMES PETER ZOLLINGER

Copyright 1938 by Guggenbühl & Huber Schweizer Spiegel Verlag, Zürich

Perba Buena am Hafen von San Francisco war aber kein offizieller Eingangsport, und die mexikanischen Beamten, die an Bord der «Clementine» kamen, verboten Sutter zu landen. Seine Beteuerungen, er sei in Not, ohne Lebensmittel, von erbarmungslosem Wetter hereingetrieben, halfen nichts. «Kein Eingangsport», wiederholten die Beamten hochnäsig, und fünfzehn Soldaten standen da und gaben dem Gesetz, das ihre Vorgesetzten pompös rezitierten, schweigsam Nachdruck. Zum Glück besaß Sutter Einführungen an alle wichtigen Bewohner von Yerba Buena, von denen einige alsbald erschienen, und ihrem hartnäckigen Argumentieren gelang es endlich, Sutter eine Gnadenfrist von vierundzwanzig Stunden zu erwirken.

Die Zimmerleute und Segelmacher gingen unverzüg-

Die Zimmerleute und Segelmacher gingen unverzüg-lich an die Ausbesserung des Schiffs, und frische Lebens-mittel wurden aufgenommen. Am folgenden Tag, dem 2. Juli, segelte die «Clementine» wieder die Küste hinunter und erreichte Monterey, die Hauptstadt, am

Aus dem hübschen Paket von Empfehlungsschreiben, deren beschwingte Sprache den einstigen Krämer an die Küste von Kalifornien getragen hatte, sind die an Señor Vallejo adressierten zu unserem Ergötzen erhalten geblieben. Der amerikanische Konsul in Honolulu, zum Beispiel, schrieb:

«Geehrter Herr und Freund:

Es bereitet mir großes Vergnügen, Ihnen die Bekanntschaft des Ueberbringers dieses zu vermitteln. Hauptmann Don Juan A. Sutter ist ein Schweizer Kavalier, unter Menschen ein Mann ersten Ranges, hochgeehrt, von ungewöhnlichem Talent und Ruf, und ich kann ihn wegen seines gediegenen Charakters sehr empfehlen. Hauptmann Sutter reist nach Kalifornien, in der Absicht, sich dort anzusiedeln, wenn das Land seinen Erwartungen entspricht, und Sie werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie ihm mit allen Mitteln, die Ihnen zur Verfügung stehen, an die Hand gehen wollen.

Ich habe keinen geringern Wunsch, als den, Sie möchten ihn handeln gerade als wäre er

Sutter verlor keine Zeit, von solchen goldenen Worten Gebrauch zu machen. Nach der Ankunft in Monterey begab er sich unwerzüglich mit seinen Empfehlungen zu David Spence, einem hochangesehenen Sohn Schottlands, der zugleich Schmugglerfürst und Friedensrichter war. Am folgenden Tag ließ es sich Mr. Spence nicht nehmen, einen Gast von solch seltenem Charme und solcher Trefflichkeit persönlich dem Gouverneur Alvarado vorzustellen. Mitten im Festtrubel des 4. Juli, des amerikanischen Nationaltages, der im Hause des Thomas Oliver Larkin gefeiert wurde, spielte Mr. Spence Sutters Einführungsbriefe dem Gouverneur in die Hände. So überwältigt war Alvarado davon, daß er sich vom Fest zurückzog, um sich dem stämmigen, so nachdrücklich empfohlenen Schweizer offiziell zu widmen. «Er hatte noch nie einen Mann gesehen, der soviele Empfehlungsschreiben besaß», erzählt Sutter.

Der Gouverneur empfahl nun Sutter, sich nur als Sutter verlor keine Zeit, von solchen goldenen Worten

viele Empfehlungsschreiben besaß», erzählt Sutter.

Der Gouverneur empfahl nun Sutter, sich nur als
Einzelperson niederzulassen, und zwar östlich des
Sacramento-Flusses, wo ihm alles Land noch zur freien
Wahl offen stehe. Nach Verlauf eines Jahres solle er
sodann nach Monterey zurückkehren, um die Bürgerpapiere in Empfang zu nehmen und in gehöriger Zeit
auch die Rechtstitel auf die Ländereien, die er sich gewählt hatte. Diese Besitztümer wären dann auf alle
Zeiten Erbgut seiner Familie und gegen jede fremde Einmischung egsichert. mischung gesichert.

In halt des bisher erschienenen Teils: Johann August Sutter wurde am 15. Februar 1803 als Sohn des aus dem Baselbiet stammenden Johann Jakob Sutter und der Grenzacher Pfärerstochter Christine Wilhelmine Stober im badischen Städtchen Kandern geboren. 1819 kam er nach Basel in eine kaufmännische Lehre, besuulte vorüberghend die Schulen in Neuenburg und wurde dann Kommis in einer Tüchhandlung des Scidtchens Astung, wo er seine zuklinftige Fran, Annette Diubeld aus Burgdorf, kennenlernte. Als Dreiundzwanzigähniger heiratete er sie, einen Tag vor der Ankunft des ersten Sohnes. Mit dem Geld der Schwigermutter gründete er eine eigene Firma, doch verstand er das Haushalten so schlecht, das er in sohwere Schulehen hinneigneite. Ehe und Vaterschaft waren ihm zur Last geworden. Dem Schuldengefängnis zog er die Plucht vor, und so machte er sich im Jahre 1814 aus dem Staub. Er hatte viel von Amerika gelesen, dorthin fuhr er, durchquerte Ohio und Cincinnati, und erschien Im Herbst 1814 in St. Louis, wo er dem deutschen Klub von St. Louis beitrat. Neuer finanzieller Schwierigkeiten wegen verlegte er im Winterdaruf seinen Wohnsitz ande dem nahen Stückten St. Charles, wo sein Freund Laufkötter einen Laden ertöffnet hatte. Zusammen mit einigen in St. Louis sehlanten Kaufleuten bereitigt er sich an einer Handels-Karwane nach Steu-Mestiko, bolt sich dabei aber einen großen Mißerfolg. In seinem neuen Wohnsitz, dem Leben gefält lim. Er führt eine eigene Karawane and Neu-Mestiko, bolt sich dabei aber einen großen Mißerfolg. In seinem neuen Wohnsitz, dem Oertchem Wesport, (heute Vortvut von Kanass City) etunder er als «Captain John A. Sutter, vormals in der königlich-französischen Schwiezergarde Katis X. aus (Er lebt aber dort als kleiner Ladenbeistzer derart über eine Verhältnisse hinaus, daße er rasch vor eunem Ruin steht. Jetze will er gene Verhältnisse hinaus, daße er ander neuem Ruin steht. Jetze will er gene Verhältnisse hinaus, daße er ander neuem Ruin steht. Jetz will er gene Verhältnisse hinaus, daße er ander neuem Ruin steht

Sutter selbst erzählt, Alvarado «war sehr froh, daß jemand gekommen, der willens war, sich in der Wildnis des Tales von Kalifornien anzusiedeln, wo die Indianer sehr wild und bösartig waren». Mag sein. Alvarados Hauptinteresse galt freilich kaum den wilden Indianen, die Sutter bändigen sollte. Dagegen war sein Hintergedanke bestimmt der, Sutter als Stein des Anstoßes seinem paradierenden Onkel Vallejo in Sonoma sachte, aber zum großen Aergernis, vor die gespornten Stiefel zu legen.

Am 7. Juli kehrte Sutter, versehen mit einem Paß für

Am 7. Juli kehrte Sutter, versehen mit einem Paß für sich und seine Gefährten, nach Yerba Buena zurück.

Die paar Handelsleute dieses kleinen Pueblo an der schönen Bucht waren fast alle naturalisierte Ausländer. Spear und Hinckley, beide aus Massachusetts stammend, hatten dort einen Laden. William Antonio Richardson, Engländer von Geburt, trieb zwischen Yerba Buena und den Sandwich-Inseln etwas Handel und amtete als Hafenkapitän. Der Franzose Victor Prudon bewohnte ein winziges Häuschen, wo er eine Bar hatte, ein wenig handelte, und, da er ausgezeichnet spanisch konnte, manches amtliche Schriftstück aufsetzte.

Die «Clementine» wurde bald nach Sutters zweiter

manches amtliche Schriftstuck autsetzte.

Die «Clementine» wurde bald nach Sutters zweiter
Landung in Yerba Buena unter Kapitän Blinn wieder
nach Honolulu geschickt.

Dann beeilte sich Sutter, Vallejo, dem Granden von
Sonoma, von dessen Gnade oder Ungnade in Nordkalifornien alles abzuhängen schien, seine Aufwartung
zu machen, und von Sonoma aus auch die russische
Niederlassung Fort Roß zu besuchen.

Niederlassung Fort Roß zu besuchen.

In Yerba Buena hatte sich jedermann die größte Mühe gegeben, den amüsanten und regsamen Ankömmling in Reichweite festzuhalten. Auch Vallejo, der sich zwar höflich, aber sehr zurückhaltend benahm, meinte, es sei nicht nötig, so weit landeinwärts, bis ins Sacramentotal zu gehen, denn es gebe ja noch weite Strecken herrenlosen Landes viel nähet an der Bai. Aber Sutter bemerkte leichthin, es sei ihm nichts an der Bai gelegen. Kapitän Wilson, der ihn nach Sonoma begleitete, bot ihm zu

sehr günstigem Preis seine dortige Farm samt Herden an. Wieder lehnte Sutter ab und reizte Wilson zu dem Ausruf: «Mein Gott! ich möchte wissen, was Sie eigentlich wollen!»

eigentlich wollen I»

Ob Sutter genau wußte, was er wollte, ist zu bezweifeln. Aber Gouverneur Alvarado hatte ihm einen Wink gegeben, sich von Sonoma und Vallejo fernzuhalten, und der Wink war nicht in taube Ohren gefallen. Wer weiß, ob sich nicht zugleich die qualvolle Erinnerung einstellte, daß Sutter jedesmal falliert hatte, wenn er versuchte, seine Pläne innerhalb schon gefestigter Gemeinwesen zu verwirklichen. Und dann: «Man hatte mich gewarnt, daß die Leute in diesem Tal eine Art hatten, die Kälber anderer Leute mit ihrem eigenen Zeichen zu brennen, die mir nicht paßte. Ich bemerkte ferner, daß man vor der Wache, vor der Fahne und vor der Kirche den Hut abnehmen mußte, und mir war eine Gegend lieber, wo ich den meinen aufbehalten konnte, mit andern Worten, wo ich allein Herr und Meister Gegend lieber, wo ich den meinen aufbehalten konnte, mit andern Worten, wo ich allein Herr und Meister

Mar.»

Das unabhängige Gebaren dieses Fremden konnte
Vallejo nicht gefallen. Auch daß der liebenswürdige
Gast so über alle Maßen gut empfohlen war, mußte die
Zurückhaltung des eifersüchtigen Comandante ver-

Trotzdem war Vallejo zuvorkommend genug, Sutter am folgenden Tage Pferde und einen Vaquero, d. h. Knecht, als Führer zur Verfügung zu stellen. Ueber weite Felder weiß leuchtenden wilden Hafers und durch hertliche, himmelhohe Redwood-Wälder gelangte er in zwei Tagen nach Fort Roß.

zwei Tagen nach Fort Rob.

Die einzigartige Kolonie leitete der ebenso ungewöhnliche Alexander Rotscheff, ein urbaner, hochgebildeter Mann, Schriftsteller und eifriger Uebersetzer von Dramen für die russische Bühne. In Rotscheff und Sutter trafen sich verwandte Geister. Beide dillettierten als Militärs, liebten Reisen und Abenteuer, und waren erfüllt von der Romantik, die damals Mode war. War der eine Literat en fand ein menden wegienste siene inser eine einer eine einer eine einer eine Literat, so fand er im andern wenigstens einen jener genialen Erzähler, dessen Wirkung ganz an sein sprühen-des Selbst gebunden war und des geschriebenen Wortes

des Selbst gebunden war und des geschriebenen Wortes spottete.

In Sonoma hatte Sutters Ueberschwenglichkeit, dieses gefährlich-zweischneidige Schwert, den Grund zu Valeios Eifersucht gelegt; in Fort Roß trug sie ihm die Freundschaft des russischen Kommandanten ein. Und so legte sich der Ahnungslose schon auf der ersten Fahrt ins Land zwei Schlingen; denn Fort Roß, das ihm die Russen anderthalb Jahre später verkauften, wurde ihm beinahe zum Mühlstein um den Hals.

Nach dem Mittagsmahl brach Sutter wieder nach Sonoma auf und kehrte von dort nach Yerba Buena zurück, wo sofort mit den Rüstungen für seinen Vorstoß in die unbekannte Wildnis begonnen wurde.

Von der Firma Spear & Hinckley in Yerba Buena mietete er nun den Schoner «Isabella» und von Kapitän Hinckley selbst die Barkasse «Nicolas». Eine vierrudrige Pinasse vervollständigte die kleine Flotte. Dann wurde Proviant eingekauft, landwirtschaftliche Geräte, Samen, Werkzeuge aller Art, Musketen und Gewehre, Blei und Pulver für diese und für das Geschütz, das von den Sandwich-Inseln stammte. So groß war das Ansehen des Hauptmanns Sutter, daß ihm alles gegen sein bloßes mündliches Versprechen geliefert wurde, in Biberpelzen und Hirschtalg zu bezahlen, welche der optimistische Kolonisator in gewaltigen Mengen nach Yerba Buena zu schicken hoffte.

In Yerba Buena warb Sutter unter den Leuten, die dort eben zu haben waren, noch weitere Mannschaft an.

In Yerba Buena warb Sutter unter den Leuten, die dort eben zu haben waren, noch weitere Mannschaft an.

Als alle Vorbereitungen erledigt waren, gab man ihm an Bord der «Munsoon» aus Boston, dem einzigen Schiffe, das im Hafen lag, eine Abschiedsfeier, die sich bis in den jungen Morgen hinauszog. «Jedermann war anwesend, um mir Lebewohl zu sagen, denn keiner glaubte, daß er mich je wieder sehen würde», sagt Sutter mit gewohnter Uebertreibung. Spear und Hinckley und seine übrigen Gläubiger waren ohne Zweifel anderer Ansicht. Sie ließen ihr Geld und Gut nicht in die Wildnis wandern, damit sie das Vergnügen hätten, sutter abreisen zu sehen. Genau so zuversichtlich wei ihr Schuldner selbst rechneten sie mit einem greifbaren Gewinn. Sie hatten unbegrenztes Vertrauen auf diese fleischgewordene Fiktion, den Hauptmann Sutter.

ZWEITER TEIL:

### Reichsgründung

#### 1. Rio Sacramento

Von Anfang an hatte Sutter das Sacramentotal als Schauplatz seiner künftigen Taten im Sinn gelegen. Er selbst erwähnt einen Schiffskapitän Meiggs, durch den er zuerst von der Fruchtbarkeit jenes gesegneten, weiten Tales hörte, das nur von wilden Indianern und zahl-losen Tieren bewohnt war.

Endlich war die Mündung des Sacramento gefunden, Endlich war die Mündung des Sacramento gefunden, und damit gelangte die Expedition in Gegenden, die fuur wenige Weiße gesehen hatten. Ein breiter, ruhig fließender Strom nahm sie auf. Seine Ufer verloren sich in einer Dschungel von Bäumen, Sträuchern und hohen Binsen, das von zahlreichen Wasseradern durchkreuzt war. Immer führen Sutter und seine Kanaken — ausgezeichnete Ruderer — voraus, durchforschten alle Seitenarme und hängten als Wegweiser für die beiden größern Schiffe Papierzettel an Büsche und Bäume. Ab und zu war da noch seltsamerer Zierat zu sehen: indianische «Gebete», bestehend aus Büscheln weißer Federn, welche an überhängenden Zweigen flatterten, um die Geister zu beschwören, es an Fischen und anderer Nahrung nie mangeln zu lassen.

Trotz all dieser Zeichen war von den Wilden selbst nichts zu sehen, bis die Pioniere ungefähr zwölf Meilen unterhalb der Stelle waren, wo heute die Stadt Sacra-mento liegt. Da befand sich Sutter plötzlich angesichts einer Schar von zweihundert grell bemalten Indianern

im Kriegsschmuck, die sich in einer Waldlichtung versammelt hatten. Ihr farbiger Aufputz und ohrenbetäubendes Geschrei erlaubte über ihre Absicht keine Zweifel. Sutters Leute wollten denn auch gleich Feuer geben, aber er hielt sie zurück. Sein vertrauter Verkehr mit den Delawares hatte ihn gelehrt, mit Indianern umzusten. Unbewaffnet stieg er ans Land, nachdem er gehen. Unbewaffnet stieg er ans Land, nachdem er seine Mannschaft angewiesen, das Gewehr in Bereitschaft zu halten. Da er annahm, daß einige dieser Wilden ehemalige Missionszöglinge seien, grüßte er sie mit einem lauten, freundlichen adios, amigos in Augenblicklich traten auch zwei Krieger vor und antworteten ihm auf spanisch.

Sutter erklärte ihnen, er sei nicht gekommen, um mit niem Volke Krieg zu führen, sondern um als Freund unter ihnen zu leben. Er zeigte ihnen seine Ackerbaugetäte, versichette sie, daß unter seinen Leuten keine «Spanier» waren (die Hispano-Kalifornier waren ihnen besonders verhaßt), und lud sie ein, ihn zu besuchen und sich Freundschaftsgeschenke zu holen, sobald er einen Platz für seine Siedelung gefunden habe.

Die Indianer zeigten sich sehr befriedigt, als ihnen die Botschaft des weißen Häuptlings übersetzt wurde, und sie gingen ruhig wieder auseinander. Die meisten dieser Wilden gehörten zum Stamme der Walagumnes. Ihr Häuptling, einer der beiden, die spanisch konnten, war Anasche, den später eine rührende Freundschaft mit Sutter verband. Er bestieg nun als Sutters Pilot die Pinasse, während der andere des Spanischen Kundige mit einer Meldung für die Mannschaft der großen Schiffe flußabwärts geschickt wurde.

Von nun an wurde häufig Halt gemacht, um das Land

Von nun an wurde häufig Halt gemacht, um das Land zu erforschen. So arbeiteten sie sich langsam flußaufwärts, äm Rio de los Americanos vorbei, und in den Rio de las Plumas hinein, den sie, da er an seiner Mündung breiter ist als der Sacramento, für den letztern hielten. Sie kehrten jedoch am Abend wieder zum Zusammenfluß der beiden Ströme zurück, wo inzwischen auch der Schoner und die Barkasse angelangt waren.

Schoner und die Barkasse angelangt waren.

Die Kanaken waren vom Rudern erschöpft und auch Sutter war müde. Während die Mannschaft sich am Ufer oder auf Deck, so bequem als es eben anging, auf die Nacht einrichtete, zog sich Sutter in seine kleine Kabine auf dem Schoner zurück. «Als ich eintreten wollte», erzählt er in seinen Memoiren, «riefen mir die Leute zu, wie lange ich sie noch derart in der Wildnis herumführen wolle. Ich erwiderte, ich würde ihnen am Morgen Bescheid geben. Während der Nacht überlegte ich mir die Sache. Ich hätte noch gerne die Gegend weiter oben erforscht; aber ich wußte, daß mit auf-

rührerischen Leuten nichts auszurichten war. Ich entschied mich daher zur Rückkehr und teilte das der Mannschaft am Morgen mit.»

Mannschaft am Morgen mit.»

Er ließ die Schiffe langsam bis zur Mündung des Amerikanerflusses stromabwärts treiben und verfolgte diesen dann aufwärts, soweit er schiffbar war. Dann gab er Befehl, alles an Land zu bringen, die Zelte aufzuschlagen und die Kanonen zu montieren. Darauf rief er alle Mann zusammen und erklärte, daß er am nächsten Morgen den Schoner und die Barkasse nach Yerba Buena schicken werde, und daß es jedem frei stehe mitzugehen.

mitzugehen.

Der Augenblick für diesen Entscheid war klug gewählt. Der eigentliche Grund, warum Sutter die Schiffe zurückschickte, lag in der Notwendigkeit, sich frischen Proviant zu verschaffen, ehe die mitgenommenen Vorräte aufgezehrt waren. Zugleich aber bot sich ihm hier eine günstige Gelegenheit, seine Leute auf Herz und Nieren zu prüfen und diejenigen abzustoßen, die es nach einem Leben inmitten aller Beschwerden der trostlosen Wildnis nicht gelüstete. Die eigentlichen Prüfungen standen ja noch bevor. Und doch staken sie schon jetzt in Schwärmen von Moskitos, die so dick waren, daß man sie beinahe mit dem Messer durchschneiden konnte. — Sechs der Weißen entschieden sich dafür, mit den Schiffen zurückzukehren.

Die eigenartige Trennungsszene prägte sich tief ins

den Konnte. — Secns der Weiben entscheden sich datur, mit den Schiffen zurückzukehren.

Die eigenartige Trennungsszene prägte sich tief ins Gedächtnis der Teilnehmer ein. Schon war das junge Lager von Hunderten neugieriger Indianer umringt. Als dann die Schiffe vom Ufer wegglitten und sich stromabwärts wandten, wurde ein Abschiedssalut von neun Schüssen abgefeuert, welcher die versammelten Wilden in ein fieberhaftes Durcheinander warf. «Eine Menge Rehe, Elche, und andere Tiere der Savannen wurden aufgescheucht», erzählt William Heath Davis, der Kapitän des Schoners. «Sie rannten hin und her, standen wieder still, den Kopf zum horchen gehoben, voller Neugier und Verwunderung, wie magisch angezogen und zur Stelle gebannt, während im Innern der benachbarten Wälder die Wölfe und Copotas (Wüstenfüchse) mit ihrem Geheul die Luft erfüllten, und ungeheure Schwärme von Wasservögeln verstört das Lager umflatterten . . . Dieser Salut war der Weckruf der Zivilisation in dieser Urwildnis, die so bald bevölkert und zum wichtigen Zentrum von Handel und Ackerbau werden sollte.»

Die drei Weißen, die sich entschlossen hatten, bei Sutter zu bleiben, waren Friedrich Hügel, Louis Mor-stein und Henry King; ein Deutscher, ein Belgier und ein Irländer, die alle in Yerba Buena angeworben worden





Arden Präparate regelmässig verwendet. Elizabeth Arden hat die Frauen die Grundbedingungen für wirkliche Schönheit gelehrt. Abends und morgens muss die Haut mit Ardena Reinigungscreme, Hautstärkungsmittel und Velva Creme (bei trockener oder älterer Haut mit Orange Hautnährmittel) gereinigt, gestärkt und ernährt werden, wenn sie ihre Jugend und Frische behalten soll.

- Ardena Reinigungscreme Frs. 5.50 Ardena Velva Creme . Frs. 5.50
- Ardena Hautstärkungsmittel Frs. 4.50 Orange Hautnährmittel . . Frs. 5.50

25 Old Bond Street, London

Elizabeth Arden Präparate sind überall in eleganten Geschäften in der schweiz erhältlich.

waren. Dazu kam noch der junge indianische Diener, den Sutter am Windriver gekauft hatte, acht Kanaka-Männer, die Bulldogge von den Inseln, und schließlich die beiden Kanaka-Frauen. Es ist nicht anzunehmen, daß Sutter im Ernste sprach, als er behauptete, «zwei der Kanaken hatten ihre Weiber mitgenommen». Weit entfernt davon! Sie waren vielmehr zu seinem eigenen Besten da, und die bevorzugte unter den beiden exotischen Schönen hieß Manaiki oder Manuiki.

Die Stelle, wo er landete, entspricht ungefähr dem untersten Ende der Achtundzwanzigsten Straße in der heutigen Stadt Sacramento. Der Tag der Landung war entweder der 13. oder 14. August; denn an letzterem Datum schrieb er den folgenden, vielsagenden Brief in unnachahmlichen Immigrantenenglisch:

Aug. 14. 1839 «Rio Sacramento»

Señor Don Ignatio Martinez

en el Pinole.

Geehrter Herr!

Bitte, mir die Pferde und das Vieh so schnell als möglich zu senden. Um beim Treiben zu helfen und den Weg zu meiner neuen Lagerstelle zu zeigen, schicke ich Ihnen zwei Indianer in meinen Diensten, ich hofte Ihr Sohn komme selbst, ich brauche die Ochsen sehr notwendig um an einen andern Ort zu ziehen, denn die Moskitos fressen uns hier beinahe auf und ohne die Ochsen mehr, welche Sie mir für § 16.— offerierten, ich nehme auch noch zwei Milchkühe mehr und 10 oder 12 tareaux oder junge Schlachtochsen und mehrer Hengste und Stuten von Ihnen oder Senor Castro gegen Waren, mit denen Sie sehr zufrieden sein werden. Ich würde auch noch ein paar junge Kühe mehr nehmen, wie die von Capt. Wilson.

Bitte, mir auch 2 oder 3 Sättel zu senden, da ich sie sehr nötig habe, die beiden Indianer haben keine Sättel, bitte geben Sie ihnen ein paar alte Sättel. Wenn Mr. Octave Custot, der französische Herr mit Ihnen kommen will, werde ich ihn sehr gerne aufnehmen, auch den jungen Herrn, der mitkommen wollte, um mir das Land zu zeigen, der aber nicht kommen konnte, weil seine Mutter starb. Mit dem Schiff von Mr. N. Spear schicken Sie bitte 6 fanegas (Scheffel) Weizen und 6 fanegas Böhnen, 1 Sack Schmalz, 8 arrobas gedörrtes Fleisch und etwas Mais zum Säen, wenn Sie so gut sein wollen.

Entschuldigen Sie meinen schlechten Brief.

Entschuldigen Sie meinen schlechten Brief. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster Diener J. A. Sutter.

Der Brief ist von prophetischer Bedeutung, sozusagen das Leitmotiv der ganzen umfangreichen Korrespon-denz, die bald von diesem einsamen Posten aus halb

Kalifornien mit einer Flut von beinahe stereotypen Bitten überschwemmen sollte: «bitte senden Sie mir», «ich brauche unbedingt», «ich nehme gern», «bitte, mir ferner zu senden . . . »; alles gegen ebenso stereotype, unbestimmte Versprechen, in «Waren, mit denen Sie sehr zufrieden sein werden», zu bezahlen.

Es ist in nuce das Epos eines jahrelangen, phantastischen Titanenkampfes, durch welchen dem Nichts eine kleine Welt abgerungen werden sollte. Hier wurde im Bettlergewand ein Königreich gegründet.

#### 2. Neu-Helvetien

2. Neu-Helvetien

Der Grund und Boden, auf dem sich Sutter nun befand, lag im Gebiete der Otschekame-Indianer, die recht bald mit dem sonderbaren Eindringling Freundschaft schlossen. Zum Dank erhielten die sie üblichen Geschenke: das Volk Glasperlen und farbige Taschentücher, die Häuptlinge Hemden und Wolldecken. Die Ermahnung, ihren Freundschaftsvertrag zu halten, bekam gebührenden Nachdruck durch eine Vorführung des künstlichen Donners aus dem Geschütz des weißen Häuptlings, und die Indianer gaben zu, es sei ihnen nicht daran gelegen, selbst als Zielscheibe zu dienen.

Während der nächsten Tage wurde die Umgegend durchforscht. Eine Erdwelle, eine Meile südlich der Landungsstelle, empfahl sich bald als der geeignetste Platz für die endgültige Siedelung.

Hier, auf der höchsten Erhebung der Gegend, wurden vorläufig zwei Grashütten nach Art der Südsee-Insulaner errichtet. Sutter selbst bewohnte ein Zelt. Doch begann man bald mit dem Bau einer dauerhaftern Wohnstätte, eines Lehmziegel- oder Adobe-Hauses von vierzig Fuß Länge, welches drei Räume, Küche, Schmiede und Sutters Privatzimmer enthielt. Eine der dringenden Notwendigkeiten war sodann, nach dem Landungsplatz eine Straße durch den Wald zu hauen.

3. Diese Kolonie widmete Sutter seinem Heimatlande und nannte sie Nueva Helvecia — Neue Schweiz.

Drei bittere Fehlschläge — Burgdorf, Santa Fé, Westport — hatten nicht vermocht, seine mächtig aufreibende Lebenskraft zu erschüttern, oder seinen Willen zu lähmen, der sich allen Hindernissen zum Trotz durchzusetzen vorgenommen hatte. Er stand nun also wieder vor einem völlig neuen Anfang. Die herrenlosen Urwälder und Savannen, ungezähmte Wilde, eine Handvoll williger Anhänger, und der Kredit, den ihm sein

fesselndes Wesen eröffnet hatte, das waren die Elemente, aus denen er sich sein eigenes Reich zu bauen hoffte. Dabei war das Rüstzeug, das er hatte auftreiben können, zum Verzweifeln ungenügend, fand er doch in dem schmalen, zivilsierten Küstenstreifen von Kalifornien nur einen verkümmerten Ableger Spaniens aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Aber bier geschab nun des Merkwürdiger Stutter, der

sechzehnten Jahrhundert.

Aber hier geschah nun das Merkwürdige: Sutter, der charmante Vagabund, der elegante Fabulierer, entpuppte sich als Visionär voll praktischer Leidenschaft; als einer, der hundert andere so begeistern konnte, daß sie sich für ihn abmühten, ohne höheren Entgelt als Obdach und Verpflegung, und die Hoffnung auf etwas bessere Belohnung, wenn ihm Erfolg beschieden war. An Aufgaben fehlte es nicht, und seine paar Anhänger, die sich auf ihre Sache verstanden, mußten viel von ihrer kostbaren Zeit dazu opfern, die wenigen Indianer anzuweisen, die nach den zweifelhaften Segnungen jener widerwärtigen Anstrengung verlangten, welche der

kostbaren Zeit dazu opfern, die wenigen Indianer anzuweisen, die nach den zweifelhaften Segnungen jener widerwärtigen Anstrengung verlangten, welche der zivilisierte Mensch Arbeit nennt.

Ehe nur ein paar Wochen verstrichen waren, erfuhr Sutter auch, was es hieß, sich auf einheimische Kalifornier verlassen zu müssen. Mit den nach Yerba Buena zurückkehrenden Schiffen hatte er zwei Indianer flußab geschickt, damit sie Ignacio Martinez und seinen Leuten halfen, das Vieh nach dem Sacramento zu treiben. Martinez jedoch mit seiner spanischen Indolenz und seinem störrischen Eigensinn ließ sich Zeit, bis es ihm paßte, der Abmachung nachzukommen; und unterdessen beutete er die beiden Indianer zu seinem eigenen Nutzen aus. Ein Monat verging, sechs Wochen. Sutter schickte einen zweiten Boten, einen dritten. Endlich sandte Martinez mit der von Yerba Buena zurückkehrenden Barkasse Spears einige Vorräte: gedörrtes Fleisch, in Faß Kochfett und einen Scheffel Bohnen. Aber est gegen Ende Oktober kam das Vieh an, — und mit ihm der ewige Unfrieden! Denn statt der zehn Kühe, die auf der Rechnung standen, hatte Martinez nur neun geliefert, und statt der vertraglichen Zahl von fünfundreißig Färsen nur dreiunddreißig. So gastfreundlich und freigebig diese Kalifornier im gesellschaftlichen Verkehr waren, im Geschäftsleben erwiesen sie sich als hinterhältig, und, wie alle Praintiven, auf Betrügere.en erpicht. Nicht nur über unvollständige Lieferung mußte sich Sutter in einem scharfen Brief beklagen; Martinez unterließ es auch, die beiden Indianer, die er zwei Monate hatte für sich arbeiten lassen, zu bezahlen. Und

Hotel Grand Allerschönste Lage an der See-Promenade, großer Park, Tennisplat

DAS VON SCHWEIZERN BEVORZUGTE HAUS

• Pension von Fr. 16.- an •

### Leidende Männer







etwa auch Aufregung, Rückenschmerzen etc., im Gegenteil. Ich wasche mit Persil genau nach Vorschrift. Das ist weniger mühsam, sparsamer und ich bin rascher fertig. Die Wäsche ist nicht nur herrlich weiss, sondern sie wird auch geschont. Wirklich:

Man wäscht am besten mit





obendrein, schrieb Sutter: «Der Weizen, den Sie mir verkauft, ist so voll Maden, daß sie mein ganzes Haus mit ihrem Gestank erfüllt haben und mir alles Mehl verdarben. Ich hätte nie gedacht, daß Sie es fertig brächten, mir solchen Weizen zu verkaufen!!! ber warf ihm vor, «gegen Treue und Loyalität» gehandelt zu haben, weshalb er, Sutter, nicht einsehen könne, warum er seinerseits nun die Vertragsbedingungen erfüllen sollte! — Hinter Martinez scharte sich natürlich sogleich die gesamte hispano-kalifornische Sippschaft, und so kam es, daß, noch ehe das Jahr zu Ende ging, der Ankömmling bereits den größten Teil der Einheimischen sich verfeindet hatte.

Vallejo besonders befliß sich, Sutters Leute zu schikanieren, wenn sie in Geschäften nach Sonoma kamen. Er bestand darauf, ihre Pässe zu verlangen. Das reizte Sutter und er fing an, in seinen Briefen an den General-kommandanten sich desselben kühnen Tones zu bedienen wie Martinez gegenüber. Nur das Gefühl völliger Sicherheit in seiner entlegenen Siedelung kann ihn zu diesem groben Fehler verleitet haben. Und auch das Bewußtsein, daß Gouverneur Alvarado ihm den Rücken deckte! Denn daß der großtuerische Vallejo an dem Klotz, den ihm sein schadenfroher Neffe, der Gouverneur, vor die Tür gestellt, das Schienbein empfindlich angeschlagen hatte, blieb bald niemandem verborgen. Vallejo wand und krümmte sich förmlich vor Aerger angesichts der unverkennbaren Bedeutung, die Neu-Helvetien innerhalb weniger Monate gewann.

Die Freundschaft, welche Sutter mit den Indianern aufrecht zu erhalten verstand, machte den comandante general stutzig. Noch bedenklicher schienen diesem die Vaganten, welche die neue Kolonie anzog. Matrosen verließen in Yerba Buena ihre Schiffe und desertierten zu Sutter. Jäger und Trapper aus dem Felsengebirge kamen zu ihm gelaufen und suchten Anstellung — in Vallejos Augen lauter verdächtige Subjekte.

Dann war da vor allem ein Mann, der sich Sutter angeschlossen hatte: Octave Custot. Er stammte aus Nancy in Lothringen, gab vor, dort eine Professur für Lan

Kalifornien hergestellte Rübenzucker» aus des Kommandanten peruvianischem Vorrat gestohlen war! Für den Spott war da nicht zu sorgen.

Ungefähr ein Jahr lang erwies sich Custot als Sutters rechte Hand sehr nützlich. Besser als Sutter selbst mit seinem dicken Baslerfranzösisch konnte Custot das Vertrauen französisch-kanadischer Trapper gewinnen und sie in Sutters Dienste locken. Aber diese Werbetätigkeit verschärfte nur den Zwiespalt zwischen den Einheimischen und Sutter. Bis Ende 1839 hatte sich die Lage schon derart zugespitzt, daß die Kalifornier sich ent-

schieden vor Sutter zu hüten begannen. Das rasche Wachstum der neuen Kolonie in der Wildnis des Sacramento, der unglaubliche Unternehmungsgeist ihres Leiters, sein (wenn schon fiktiver) Ruf als Militär, das Geschick, mit dem er sich ganze Stämme wilder Indianer gefügig machte — in all dem sahen die Landessöhne Vorzeichen eines Sturmes, der sich sozusagen in ihrem Hinterhofe drohend erhob.

Minterhofe drohend erhob.

Kein Wunder, wenn Vallejo in einer Instruktion vom 26. Dezember 1839 an seinen Bruder, Hauptmann José Jesus Vallejo, schrieb: «Ich halte es für notwendig, eine neue Kolonie von Fremden im Gebiete des Sacramento-Flusses, die, trotzdem sie mit Genehmigung der Provinzial-Regierung gegründet wurde, dennoch mit den Gesetzen im Widerstreit steht, nicht aus den Augen zu lassen. Dieses Etablissement mit seinen giftigen Ausdünstungen ist äußerst verdächtig.»

Es kam freilich noch nicht zum offenen Bruch, Vallejo insbesondere tat sein Möglichstes, äußerlich die gute Form zu wahren. Trotzdem war Eines unleugbar: Nur vier Monate, nachdem der rasch sich aufschwingende Kolonisator in seinem erwählten Land Fuß gefaßt hatte, war schon ein heftiger Verleumdungskrieg gegen ihn im Gange.

#### 3. Konquistador und Missionar

Fast alle Nahrung mußte auf Kredit eingekauft wer-Fast alle Nahrung mußte auf Kredit eingekauft werden, da es ja noch nicht möglich war, in Neu-Helvetien etwas anzupflanzen. Ueberhaupt machte Sutter während der ersten zwei Jahre kaum ernste Anstrengungen, den Boden zu bearbeiten. Die Jagd auf Biber- und Otterfelle — beinahe die einzige Währung des Landes — schien der bequemere Weg, rasch zu Zahlungsmitteln zu gelangen. Aber leider blieb der Ertrag von Sutters erster Pelz-Expedition sehr unbefriedigend. Die Indianer hatten keine Erfahrung auf diesem Gebiet, und ihre Ausrüstung war zu mangelhaft, um auch nur einen bescheidenen Erfolg zu gewährleisten. Sutters Gläubiger mußten sich daher samt und sonders auf bessere Zeiten vertrösten.

mußten sich daher samt und sonders auf bessere Zeiten wertrösten.

Martinez war der erste, dem die Geduld ausging. Bald fing er an, Sutter solange mit aufdringlichen Mahnungen zu bepfeffern, bis der Herr von Neu-Helvetien in einem seiner kurzen Memoranden herausplatzte: «Hochgeehrter Herr! . . . Sollten Sie die Regeln des Geschäftsverkehrs vergessen haben, so kann ich sie Ihnen schon wieder beibringen, und glauben Sie nicht, mich mit Ihren Drohungen zu erschrecken! Da ich Ihnen weiter nichts zu sagen habe, zeichne ich, — Achtungsvoll, Ihr J. A. Sutter. » — Daraufhin wandte sich Martinez an Vallejo, welcher jedoch, da er Militär- und nicht Zivilbeamter war, sich in der Sache als nicht zuständig erklärte. Ja, Vallejo behauptet sogar, es sei ihm zu verdanken, daß eine gewaltsame Besitzergreifung

von Neu-Helvetien, welche Martinez mit Hilfe der Indianer-Garnison von Sonoma plante, verhütet wurde. Das war im April 1840.

Zur selben Zeit brachen Unruhen unter den Eingeborenen aus, vielleicht gerade weil Leute wie Martinez sie aufhetzten. Einmal geschah es, als Sutter um Mitternacht in seinem Zimmer etwas mit Custot besprach, daß ein Schreckensruf, «O, senor!» die Stille der Nacht durchdrang. Custot eilte hinaus, — und fand einen Indianer zwischen den Kiefern der gewaltigen Bulldogge zappeln. Noch während die Wunden des auf Mord Bedachten behandelt wurden, zerriß ein zweiter Schrei die Nacht und ein zweiter Indianer rang verzweifelt in den Zähnen der Dogge. Sutter vernähte die Verletzungen eigenhändig mit seidenem Faden und entließ die beiden Angreifer mit der Warnung, daß ein neuer Versuch mit schneller, unbarmherziger Strafe geahndet würde. Trotzdem blieb dies nicht das letzte Attentat.

So kam's zum Aufruhr. Einige fingen an, auf Sutters Herden zu schießen und ihm Pferde zu stehlen. Im Mai 1840 verließen die Mokelunne-Indianer zum deutlichen Zeichen beginnender Feindseligkeiten ihre Dörfer und rotteten sich am Cosumne-Fluß zusammen. Sutter wartete nicht auf ihren Ansturm. Eine kleine bewaffnete Besatzung zum Schutze der Häuser zurücklassend, überfiel er mit nur sechs Leuten die Wilden in einem Nachtangriff. Aber schon nachdem diese ein halbes Dutzend hirer Krieger verloren hatten, waren sie bereit, den Frieden zu erbitten. Wieder zeigte Sutter sich gnädig, versprach, daß alles vergeben und vergessen sein sollte, wenn sie in ihre Dörfer zurückkehren und wie zuvor ihrer Arbeit nachgehen wollten.

Sutters Indianerpolitik war zweifellos sehr klug, Zahlreich sind die Augenzeugen, die uns versichern, sie hätten nie einen Mann gesehen, der in der Behandlung der Indianer so großes Geschick, so feinen Takt an den Tag legte. Die Indianer selbst merkten bald, daß in Sutters Charakter das Wohlwollen überwog. Gegen seine Waffen und überlegene Taktik vermochten sie niemals aufzukommen, während eine unbedingte Unterwe



### Wer an Zerrüffur

des Nervensystems mit Funk-tionsstörungen, Schwinden des Netvengen, Schwingen tionsstörungen, Schwingen der besten Kräfte, nervösen Erschöpfungszuständen, Ner-schöpfungszuständen, Ner-und Begleit-auf Lieflosig. Erschöpfungszuständen, Ner-venzerrüttung und Begleit-erscheinung, wie Schlaflosig-keit, nervös. Ueberreizungen, Folgen nervenruinierender Exzesse und Leidenschaften leidet, schicke sein Wasser (Urin) mitKrankheitsbeschrei-bung an das Medizin- und Naturheilinstitut Nieder-urnen (Ziegelbrücke). Ge-gründet 1903. Institutsarzt: Dr. J. Fuchs

Institutsarzt: Dr. J. Fuchs



Dann heißt's: Schnell aufstehen und an die Arbeit? Ein neuer, arbeitsreicher Tag erwartet die Hausfrau. Und mandmal möchte man am liebsten liegen bleiben. Nämlich dann, wenn die Tage der Unpäßlichkeit gekommen sind. Aber auch zu diesen Zeiten können Sie sich ein frohes Gesicht und innere Ausgeglichenheit bewahren, wenn Sie sich durch die neuzeitliche "Camelia"-Hygiene vor unangenehmen Lästigkeiten schützen. "Camelia" verleiht Ihnen ein uneingeschränktes Sitcherheitsgefühl, denn diese ideale Reform -Damenbinde besteht aus vielen Lagen feinster, weicher "Camelia"-Watte (Zellstoff). Das bedeutet größte Saugkraft und ermoglicht diskrete Vernichtung. Der einzigartige "Camelia"-Gurtel macht das Tragen beschwerdefrei. Weisen Sie aber Nachahmungen zurück, denn nur "Camelia" ist "Camelia". Dann heißt's: Schnell aufstehen und an die



## 100 Jahre im Gebrauch gegen Folgen schlechter Verdauung und Sodbrennen. In Packungen Fr. 1.—, 2.—, 3.50; Tabletten 50 Cts. und Fr. 3.—. In den Apotheken

**Dem Bildinserat** ist die nachhaltigste Wirkung zu eigen. Verlangen Sie unverbindlich Vorschläge von der Inseraten-Abteilung der





BULLRICH Magensalz

nur echt in blauer Packung mit dem Bilde des Erfinders

Auch - Pads, keinen Schuldruck an den empfindlichen Stellen mehr. – Auch in Größen für Hühneraugen, Hornhaut etc. in allen Apo-theken und Drogerien sowie in den Scholl's Depots erhältlich.

Scholls Zino Pads

Wir bringen ein früher erschienenes Buch in Erinnerung, das auch in der heutigen Zeit seine volle Gültigkeit hat:

### Die Gidgenossen

ROMAN VON EUGEN WYLER Umfang 312 Seiten, Preis gebunden nur Fr. 2.50 Ausgabe in Halbleder Fr. 5.-

Ausgabe in Halbleder Fr. 5.—
Die «Eidgenossen» sind ein politischer Roman; oder besser gesagt: der beste schweizerpolitische Roman — auch in künstlerischer Hinsicht. Kaum haben Arbeit, Bürgerfleiß, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe je in einem Roman einen so warmen, beredten Anwalt gefunden! Lebte Meister Gottpried Keller noch, er würde dem Verfasser die Hand schütteln und ihm bedeuten, er hätte ihm aus der Seele gesprochen. Dieses goldene Buch mit seinen urgesunden Gedanken, dieses hohe Lied der Arbeit, ist uns doppelt wertvoll, da es eine Zeit hell beleuchtet, der es an jeglicher Einheit gebricht.

Morgarten-Verlag A.G., Zürich

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Die ideale Reform-Damenbinde

In allen einschl. Geschäften, sonst Bezugsquellennachweis durch Camelia-Fabrikation St. Gallen



Mariano Guadalupe Vallejo

der Generalkommandant der kalifornischen Trup-pen und Onkel des Gouverneurs Alvarado, einer der wenigen Kalifornier rein spanischen Blutes. Er lebte mit größerem Aufwand als irgend jemand im Lande. Zum Zeichen seiner allerhöchsten Gegenwart hielt er vor seinem Hause stets einen Wachtposten, der weder Freund noch Feind vor-beigehen ließ, es sei denn, er ziehe seinen Hut.



Juan Bautista Alvarado

der Gouverneur von Kalifornien. Als Sutter in seinem Machtbereich auftauchte, war Alvarado ein 31 jähriger, schon ziemlich abgelebter Mann, der sich durch eine Revolution vom Posten eines einfachen Schreibers zum höchsten Amt emporgeschwungen hatte. Er mußte seine Macht mit seinem nicht viel ältern Onkel und Mitrevolutionär, dem Generalkommandanten Mariano Vallejo, teilen, was zu dauernden Eifersüchteleien führte. Für Alvarado war Sutter eine willkommene Figur im Kampf, den er heimlich gegen seinen Onkel führte.

und Gemüseresten gewürzt war. Dann wurden die Indianer von ihrem Aufseher zu diesen Futtertrögen geführt. Zu beiden Seiten kniend, schöpften sie den Brei mit den Löffeln, mit denen sie geboren waren, und wie eine Herde Säue lärmend und gierig schmatzend, räumten sie die Tröge sauber aus. An manchem klaren Frühlingstag konnte sich übrigens der Koch viel Arbeit ersparen, indem er die Indianer in die grünen Wiesen hinaus schickte, wo sie sich an einer süßen Kleeart, die ihnen immer ein beliebter Leckerbissen war, gütlich taten. Im wilden Zustand nährten sich diese Indianer von Wurzeln und Beeren, vorzüglich aber von Eicheln und Heuschrecken, welche, getrocknet und fein gemahlen, zu Kuchen oder Brot verbacken wurden. Zur Sommerszeit bildeten die großen Treibjagden auf die Heuschreckenschwärme ihre Hauptbeschäftigung. Die Tiere wurden dabei in trichterförmige Gruben gedrängt. Um ihr Entrinnen zu verhüten, rupfte man ihnen die Beine aus, trug sie dann in Körben in die rancherias, die Dörfer, wo sie, in heißer Asche geröstet und zu Pulver vermahlen wurden.

wurden.

Vielweiberei war unter den Sacramento-Indianern die Regel, und es war wenig Glück dabei. Die Häuptlinge hatten sozusagen ein Monopol auf die Frauen, weshalb die jungen Männer lange unbeweibt blieben. Diese kamen nun mit ihren Klagen zu Sutter, und da sie die gelehrigsten Arbeiter waren, so konnte sich ihre Gunst nur zu seinem Vorteil wenden. Er ordnete daber auf einen Sonntagmorgen ein Pom-now an und erklärte, daß eine gleichmäßigere Verteilung der Weiber für die Wohlfahrt seiner Völker von höchster Wichtigkeit geworden sei. Darauf ließ er alle Frauen und Mädehen in einer Reihe antreten und ihnen gegenüber in einer zweiten Reihe die Männer. Er hieß ein Mädchen um das andere vortreten, um unter den Kriegern seine eigene dere vortreten, um unter den Kriegern seine eigene Wahl zu treffen. Nur den allerwichtigsten Häuptlingen erlaubte er gnädigst zwei Weiber; — eine kluge Ausnahme, in Anbetracht der Tatsache, daß er selbst nicht wohl behaupten durfte, ein geschworener Monogamist (Fortsetzung folgt)

# Unsere tägliche Unhöflichkeit

VON EUGENIE SCHWARZWALD

Nur in Operetten sind die Engländer noch immer humorlos und steifleinen. In Wirklichkeit ist der englische Humor, wie jedermann weiß, eine der kostbarsten Blüten des Menschengeistes. Vor allen Dingen sind die Engländer Meister der Selbstpersiflage. Ja noch mehr, sie suchen nach Gelegenheiten, ihre eigenen Fehler aufzudecken und zu persiflieren

des Menschengeistes. Vor allen Dingen sind die Engländer Meister der Selbstpersiflage. Ja noch mehr, sie suchen nach Gelegenheiten, ihre eigenen Fehler aufzudecken und zu persiflieren.

So hat letzthin eine englische Zeitung ihre Leser zu einem merkwürdigen Wettbewerb aufgerufen. Sie sollten die in England besonders häufigen Unhöflichkeiten bekanntgeben. Wer die meisten aufzuzeigen hätte, wäre Sieger. Die Leute gingen mit großem Eifer an die Arbeit und man muß sagen, für ein Land, welches allgemein im Rufelsener Höflichkeit steht, kam eine ganz nette Liste zustande. All der vielen Zuschriften kurzer Sinn ist: der Mensch darf in der Welt nicht zu viel Raum einnehmen, weder mit der Stimme noch mit der Atmosphäre noch mit den Ellbogen. Wenn er es nicht vorzieht, als Eremit zu leben, so muß er die Rippen, die Augen und die Herzen seiner Mitmenschen schonen. Vor allem ihre Nerven. Er darf nicht undeutlich sprechen, denn nichts, was er sagt, ist so wichtig, dem andern eine Anstrengung zuzumuten. Er muß leserlich schreiben, denn die Bescheidenheit gebietet es, anzunehmen, keiner werde sich die Mühe nehmen, Unteserliches zu entziffern. Da man in England augenscheinlich vom Wert der Zeit eine hohe Meinung hat, erscheint Unpünktlichkeit bei Verabredungen, verspätetes Erscheinen bei Veranstaltungen, Spätbeantwortung von Briefen als ein Kapitalverbrechen. Ein ebensolches ist: übler Laune zu sein. «Man hat kein Recht», schreibt eine Frau, «mir die kurze Lebenszeit zu trüben. Ich zähle ohnehin schon vierundvierzig Jahre, das ist gar nicht wenig für ein unge Frau.» Und ein anderer meint, da üble Laune ansteckend sei, müsse man sie im stillen Kämmerlein austoben. Jedenfalls scheinen die Aussprüche «Heut bin ich mit dem linken Fuß aufgestanden» oder «Möchte wissen, was mir heut über die Leber gelaufen ist» im englischen Sprachschatz ganz zu fehlen.

Die meisten kommen? Da doch bekanntlich jeder nur sich selbst hört, wäre es klüger, auf Mittel zu sinnen, wie man die Aufmerksamkeit des Partners fesseln könnte. Durch Geschrei unte

geht sogar so weit, zu sagen: «Wer eine Tür mit Knall hinter sich zufallen läßt, hat mich schwer gekränkt.» Auch die Augen, so verlangen diese Kritiker der nationalen Höflichkeit, haben diskret zu sein. Ungeniertes Anstarren, finstere, drohende Blicke, die einem entgegengeschleudert werden, wenn man in die Bahn einsteigen will, werden ebenso beanstandet wie unhöfliche Ohren, das sind Ohren, sorgfältig gespitzt, Gespräche, die nicht für sie bestimmt sind, aufzunehmen.

Zu den Unhöflichkeiten, die besonders oft angekreidet werden, gehört die ungenierte Unhöflichkeit der Malkünste, die die Frauen in der Oeffentlichkeit an ihrem Gesicht üben. Frauen und Männer zeigen sich dadurch vertezt. Die Frauen empfinden diese Betätigung als einen Verrat. «Wozu der Männerwelt zeigen», schreibt eine junge Frau, «wie unvollkommen wir von Natur sind und welcher Anstrengungen es bedarf, uns für sie schön herzurichten?» Ein junger Mann aber klagt über seine verlorene Illusion. «Wenn es die jungen Mädchen nur nicht gar so deutlich machen wollten! Ich bin ja von Natur so geneigt, ihre roten Lippen als das Zeichen ihres warmen Herzens und ihrer heißen Sinne zu bewundern! Aber was soll ich machen, wenn sie sie in meiner Gegenwart blaurot lackieren?»

soll ich machen, wenn sie sie in meiner Gegenwart blaurot lackieren?» Besonders übel vermerkt werden auch öffentliche Zärtlichkeitsbezeugungen. Freilich geht der Engländer nicht so weit darin wie der Italiener: wer in London auf der Straße küßt, wird deshalb noch lange nicht verhaftet. Aber jedenfalls findet man ihn unfair, und das ist dortzulande so diffamierend wie eine Gefängnisstrafe. Der Engländer betrachtet als sein heiliges Recht, keinen Einblick in das Gefühlsleben seines Nebenmenschen zu bekommen. Von jung auf ist er fest entschlossen, keinem Menschen was nachzufühlen. Er wünscht keine Gelegenheit, mitzutrauern und keine, zu beneiden. G. B. Shaw klagt: «Die viele Küsserei im Film ist mir in hohem Grade zuwider. Ich finde es stantalizing', wenn Mary Pickford von einem andern geküßt wird und ich zuschauen muß.» Leidet aber ein Engländer beim Anblick eines Kusses keine Tantalusqualen, so hat er die Vorstellung, er sei unfreiwilliger Zeuge eines unhygienischen Vorgangs.

Die Lärmfeindlichkeit des Engländers tritt besonders stark in die Erscheinung. Die Leute dort können es nicht begreifen, daß es Menschen gibt, die es wagen, im Gottesdienst, Konzert, Theater oder auch nur, wenn das Radio oder das Grammophon in Gang sind, zu wispern oder sich zu räuspern. Die waren eben seinerzeit nicht dabei, als Kainz im Großen Musikvereinssaal die «Bürgschaft» vorrug und die Dame die vor mir saß, wahrscheinlich um ihre Schulbildung zu beweisen, ihm immer um eine Zeile voraus war.

Alle diese Beschwerden werden mit viel Temperament

voraus war. Alle diese Beschwerden werden mit viel Temperament

vorgebracht. Uns kommen sie unbedeutend und unscheinbar vor. Die tägliche Unhöflichkeit in unseren Gegenden liegt nämlich tiefer und ist schwerer auszurotten. Unsere Unhöflichkeit kommt daher, daß die Menschen keine Ahnung haben, wie einem andern zumute ist. Alle Menschen sind ausschließlich mit sich selbst beschäftigt. Infolgedessen wissen sie nicht, wie es dem andern geht, wie er wirklich aussieht, wie alt er ist. Sie merken sich seine Verhältnisse nicht; sie reden eigentlich nur von sich selbst und warten damit nur so lange, bis der andere zu sprechen aufgehört hat. Natürlich sind die Engländer sicher auch nicht anders. Was sie besser auftreten läßt, ist nur die Tatsache, daß in England «personal remarks» verpönt sind. Bei uns leider nicht.

aufgehört hat. Natürlich sind die Engländer sicher auch nicht anders. Was sie besser auftreten läßt, ist nur die Tatsache, daß in England «personal remarks» verpönt sind. Bei uns leider nicht.

Diese sind es nämlich, die, aus einem geheuchelten Interesse kommend, die allerschlimmsten Sottisen ergeben. So sagt man gern zu einem alten, müden Gelehrten: «Sie hätte ich aber nicht erkannt: ja, ja, wir werden alle nicht jünger»; zu einem Schauspieler: «In Ihrer letzten großen Rolle habe ich Ihr starkes Organ besonders bewundert»; zu einer Frau: «Haben Sie nicht in letzter Zeit etwas zugenommen?» und «Wissen Sie, eine so hübsche Tochter hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut.» Ein älterer Herr, der gerade flott vorübertanzt; wird aufgemuntert: «Bravo, bravo, das geht ja noch ganz gut!» Eine nicht mehr junge frau, die strahlend von einer Bergtour zurückkehrt, wird mit den Worten begrüßt: «Ich war in großer Sorge, ob Ihnen diese Strapaze nicht schadet.» Einen Kulturhistoriker, der mit aller Hingabe sein Weltbild festgelegt hat, pflegen die Leute zu loben: «Ein bewunderungswürdiges Wissen steckt in Ihren Büchern drin, Das reinste Lexikon sind Sie.» Diese Menschen wären imstande, zu Edison zu sagen: «Nein, was Sie alles können! Ich könnte das nicht.» Goethe hat recht: kein Mensch weiß was vom andern. Eigentlich ewig schade. Und gar keine Hoffnung auf Besserung, Nirgends der berühmte Silberstreifen am Horizont. Halt, doch einer. Es gibt eine Menschengattung, deren Angehörige einander mit jener Höflichkeit begegnen, die aus wahrem Verständnis kommt. Nicht Rasse, nicht Nationalität, nicht Klasse, nicht Stand, nicht einmal Kleidung vermag da trennend zu wirken. In jeder Lage, in jedem Raum, zu jeder Zeit sind sie bereit, einander beizustehen. Ich meine die Raucher.

Geht da am Pfingstsonntag ein junger Mann mit der Erwählten spazieren. Eben hat er die lebenentscheidende Frage gestellt. Ehe sie aber Zeit hat, das beglückende "Jav Jahachen, steht vor dem jungen Paarae ein Mann und sagt: «Entschuldigen, darf ich um Feuer bitten?» D